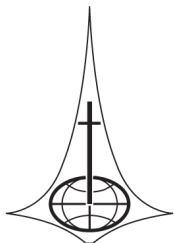


5. Tagung der 11. Generalsynode
der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche
Deutschlands
Timmendorf 2012

Drucksache Nr.: 7/2012



THE LUTHERAN WORLD FEDERATION

A COMMUNION OF CHURCHES – EINE KIRCHENGEMEINSCHAFT – UNA COMUNIÓN DE IGLESIAS – UNE COMMUNION D'ÉGLISES

LUTHERISCHER WELTBUND – FEDERACIÓN LUTERANA MUNDIAL – FÉDÉRATION LUTHÉRIENNE MONDIALE

Office of the General Secretary

5. Tagung der 11. Generalsynode der VELKD

Timmendorfer Strand, 2. November 2012

Lutherische Kirchen auf dem Weg: Sichten auf das Reformationsjubiläum 2017

Reformation und Inkulturation Pfr. Martin Junge, LWB Generalsekretär

Vielen Dank für diesen gelungenen Einstieg in unser Gesprächsthema, mit den eben gehörten Wortbeiträgen zur gegenwärtigen Bedeutung der Reformation.

Für uns im Lutherischen Weltbund ist dieser Gegenwartsbezug der Reformation für das Reformationsjubiläums im Jahr 2017 von großer Bedeutung. „Nicht allein Kirchen der Reformation, sondern Kirchen im fortwährenden Reformationsprozess“ lautet einer der drei Leitsätze, an denen wir im LWB unsere Vorbereitungen für das Reformationsjubiläum ausrichten. Damit wollen wir sicherstellen, dass bei aller notwendigen historischen Rückbesinnung und Aufarbeitung, die Frage nach der *gegenwärtigen* Bedeutung der Reformation unbedingt im Mittelpunkt stehen soll. Mehr noch, das Reformationsjubiläum soll zum Anlass werden, sich dem innovativen Potential zu öffnen, das in den reformatorischen Einsichten des 16. Jahrhunderts offengelegt ist. Rückbesinnung also, aber mit einem festen Blick auf die Gegenwart und in die Zukunft. Lutherische Reformation als Ausdruck einer kontinuierlichen Erneuerung der Kirche also, die es bereits vor und auch nach dem 16. Jahrhundert gegeben hat – und natürlich auch weiter geben wird. Darum soll es gehen.

Dieser Ansatz erklärt dann auch den zweiten Leitsatz unserer Herangehensweise an das Reformationsjubiläum: Wir wollen dieses Reformationsjubiläum in ökumenischer Verantwortung begehen. Für uns im LWB heißt dies, dass die Kirchen der Reformation in



ihrer Rückschau auf das 16. Jahrhundert nicht die neueren ökumenischen Entwicklungen übersehen, oder gar ausblenden. Lassen Sie uns dies nicht vergessen: In demselben Jahr, in dem sich das Reformationsjubiläum zum fünfhundertsten Mal jährt, wird der internationale Dialog zwischen Lutheranerinnen und Lutheranern auf der einen und Katholikinnen und Katholiken auf der anderen Seite gerade einmal fünfzig Jahre alt. Es wäre tragisch, wenn eine Rückbesinnung auf die Ursprünge der Reformation die neueren Entwicklungen im Bereich der ökumenischen Verständigung nicht mit ins Blickfeld nähme, und wenn somit in unkritischer Weise an Sprachgebrauch, Darstellungen aber auch Konflikte angeknüpft würde, die in dieser Form keinen Bestand mehr haben. Konkret denke ich an die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, die die Katholische Kirche und der LWB im Jahr 1999 unterzeichnet haben, und die die Auseinandersetzung um das theologische Kernanliegen der Reformation auf eine ganz neue Grundlage stellt. Wir können nicht hinter dieses wichtige Dokument zurückfallen. Ich denke aber auch an die Beschlussfassung zur Versöhnung mit den Mennonitinnen und Mennoniten, die der LWB auf seiner letzten Vollversammlung in Stuttgart (2010) angenommen und in der er um Vergebung gebeten hat für die Tolerierung – wenn nicht gar Aufwiegelung – von staatlicher Gewalt gegen die sogenannten Täuferinnen und Täufer, sowie für die verzerrte Darstellung einiger ihrer theologischen Anliegen, die bis zum heutigen Tag fortwirkt. Als Kirchen, die in der theologischen Tradition des „*simul iustus et peccator*“ stehen, dürfen wir das Augenmaß haben, die Reformation auch in ihrer *Ambivalenz* zu betrachten. Mehr noch, als Kirchen, die das Evangelium aus der Perspektive der Rechtfertigung allein durch den Glauben hören, dürfen wir die uns geschenkte Freiheit so nutzen, dass wir uns bei der Rückbesinnung auf die Reformation vom Zwang der Selbstrechtfertigung lösen.

Der dritte Leitsatz, der die Herangehensweise des LWB an das Reformationsjubiläum prägt, führt mich dann direkt zum Thema meines Impulsreferats: Wir sehen es als einen besonderen Auftrag des Lutherischen Weltbunds, die *globale* Dimension der lutherischen Reformation einzubringen. Die lutherische Reformation ist mittlerweile eine Weltbürgerin geworden. Sie hat die Welt umreist und hat in allen Kontinenten Fuß gefasst und Wurzeln geschlagen. Kirchen sind entstanden, in denen die reformatorische Botschaft kulturell verortet, weiterentwickelt und um neue, eigene Perspektiven ergänzt wurde. Dies wird dann auch eine anspruchsvolle Aufgabe für das fünfhundertste Reformationsjubiläum sein, nämlich die lutherische Reformation in dieser globalen Dimension wahrzunehmen und lokale Kirchen in ihrer Kontextualität und jeweiliger Inkulturation für diese globale Perspektive zu öffnen. Die lutherische Reformation ist heute ein globales und ein polyzentrisches Gebilde mit den unterschiedlichsten Prägungen und Ausdrucksformen. Die Frage lautet somit nicht allein, was aus den historischen Zentren der Reformation, Deutschland mit eingeschlossen, in die weite Welt *ausgewandert* ist. Mindestens so spannend ist die Frage, was denn wieder *einwandert* nach so einer ausgedehnten, fortwährenden Weltreise, und wie das, was anderswo neu gelernt wird, den theologischen und praktischen Diskurs der Kirchen der Reformation heute prägt und bereichert.

Mit dieser Aussage möchte ich dann auch zu meinem Thema überleiten: Reformation und Inkulturation. Dabei möchte ich allerdings noch vorausschicken, dass die Reformation im abgelegenen Wittenberg des 16. Jahrhundert bereits selbst ein massiver Inkulturationsprozess gewesen ist: Luthers theologische Einsicht der Vorherrschaft der Gnade ist ja ganz maßgeblich auf den nordafrikanischen Kirchenvater Augustin zurückzuführen. Von Thagaste nach Rom oder von Hippo nach Wittenberg – das hört sich mindestens so abenteuerlich an wie von Wittenberg nach Tegucigalpa, von Minnesota nach Manila oder von Uppsala nach Chennai. Evangelium und Kultur – die Frage stellt sich nicht erst ab dem Moment, in dem Kirchen in den überraschendsten Gegenden der heutigen Welt anzutreffen sind! Wenn ich

jetzt also einige Beispiele der Inkulturation der Reformation weltweit erwähne, möchte ich gleichermaßen dazu einladen, dass diese Beispiele als Anregung dienen, um immer auch eigene Inkulturations- und Kontextualisierungsprozesse kritisch zu durchleuchten. Kontextuelle Theologie ist nicht eine Praxis von Kirchen aus dem Süden, sondern Eigenschaft aller Kirchen, ob Norden oder Süden.

Lassen Sie mich gleich in Chennai, Indien, verweilen. Die lutherische Reformation hat dort ihr eigenes, unverwechselbares Profil entwickelt. Denn die lutherische Reformation hat sich bei den Dalits verortet, der Kaste der Unberührbaren. Dadurch haben die Dalits ein unerwartetes „extra nos“ erlebt: Entgegen aller Erwartungen, Konventionen, Regeln und Gesetze wurden sie *berührt*. Im Taufakt, in der diakonischen Zuwendung, aber auch im mutigen Einsatz einiger Missionare für die Rechte und Würde der Dalits, ist ihnen der Wahrheitsgehalt des Evangeliums in eindrucklicher Weise erfahrbar, greifbar gemacht worden. Im Abendmahl greifen sie es mit ihren Händen, wie tief sich Gott in ihren Leib begibt. Die radikale, bedingungslose Zuwendung Gottes, ein Kernanliegen der Kirchen in reformatorischer Tradition, wurde für diese Menschen zur identitätsstiftenden und befreienden Botschaft. Nicht allein durch die reformatorisch verstandene Verkündigung, sondern insbesondere durch die Körpersprache, mit der die Kirche den Menschen begegnet ist. An diesem Beispiel wird erneut deutlich: die Körpersprache der Kirche – sie *spricht* tatsächlich. Manchmal mehr als Worte!

Ihre befreiende Erfahrung haben indische Theologinnen und Theologen reflektiert und dabei ein ganz neues Denkmuster entwickelt, um die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus zu interpretieren: Aufgrund ihrer Erfahrung der Unberührbarkeit, ist die Menschwerdung in Jesus Christus Gottes ureigener Weg, um der eigenen Unberührbarkeit zu entkommen! Gott konnte und wollte nicht den Schmerz und die Beziehungslosigkeit der Unberührbarkeit erdulden; Gott suchte und fand den Weg aus der Unberührbarkeit, in dem er in Jesus Christus Mensch wurde. Und begründet und beseelt damit den Exodus aus der erlebten Unberührbarkeit der Dalits.

Ich finde diesen Gedanken faszinierend. Das Ereignis der Inkarnation wird fernab aller philosophischen Kategorien verarbeitet. Die heftigen Auseinandersetzungen der christlichen Kirchen in der Vergangenheit, die so manch eine Entzweiung bis in unsere Tage verursacht, treten in dieser Redensart in ein ganz anderes Licht. Denn das interdisziplinäre Hilfsmittel dieser Redensart ist nicht die Philosophie, sondern die Soziologie, insofern nämlich die Inkarnation Gottes nicht philosophisch, sondern soziologisch nachbuchstabiert wird. Die darin enthaltene Anfrage an die klassische Theologie ist nach wie vor kolossal: nicht nur, indem sie diese neue hermeneutische Hilfsdisziplin anbietet. Ebenso bedeutend ist die weitaus enger gefasste Verbindung zwischen Verkündigung und Diakonie, wie sie von Kirchen des sogenannten Südens seit Jahrzehnten gelebt und gefordert wird. Aber auch die betont politische Lesart der befreienden Botschaft Jesu Christi ist ein wichtiger Beitrag. Sie hilft uns, so meine ich, um die traumatischen Erfahrungen der frühen Reformation mit sogenannten „Schwärmern“ und dem Bauernkrieg aufzuarbeiten und die Verhältnisbestimmung zur Obrigkeit neu zu überlegen.

Vergeblich würden Sie mich nach dem Buch fragen, in dem diese Gedanken entfaltet werden. Denn ich habe diese Gedanken der Inkarnation in einem Gruppengespräch gehört, im Freien, unter einem mächtigen Baum. Dieses Bild beschreibt dann auch eine der schwierigsten methodologischen Herausforderungen, die es in einer polyzentrischen Gemeinschaft von Kirchen zu überwinden gilt: Während nämlich einige Inkulturationsprozesse schriftlich reflektiert werden, werden andere narrativ verarbeitet. Welche Kommunikationsprozesse und

-hilfsmittel stehen denn überhaupt zur Verfügung, um diese unterschiedlichen Herangehensweisen im theologischen Diskurs zu überbrücken? Gibt es überhaupt Wege, um die implizite Asymmetrie zwischen schriftlicher und narrativer Herangehensweise aufzuheben? Ich komme mit einem ungeschützten Hilferuf zu ihnen: Lassen sie uns an diesen symmetrischen Beziehungen arbeiten, in denen sich theologisches Gespräch auf Augenhöhe trifft!

Man braucht allerdings gar nicht in exotische Fernen zu reisen, um sich der innovativen Kraft der Inkulturationsprozesse der lutherischen Reformation bewusst zu werden. Manche Erfahrungen und Weiterentwicklungen liegen nämlich hier, direkt vor ihrer Haustür. Ich beziehe mich auf die Erfahrungen von Minderheitskirchen. Natürlich können sie mir im Folgenden eine eklatante Voreingenommenheit vorwerfen – ich komme ja selbst aus einer verschwindend kleinen Kirche in Minderheitssituation. Und doch möchte ich diesen Gedanken hier einbringen: Minderheitskirchen haben Wertvolles gelernt und können darum Wertvolles weitergeben. Sie verstehen es nämlich in einer ganz besonderen Weise, sich zu erklären, Rechenschaft zu geben über ihr Dasein und ihren Auftrag, über ihre theologische Identität und Praxis. Kirchen in Minderheitssituation haben es gelernt, sich abseits von sozialen Konventionen zu verorten, z.B. wenn es darum geht Amtshandlungen anzubieten. Ja, sie haben gelernt, zur Taufe als lebensentscheidendes Ereignis einzuladen! Sie *setzen* das ABC des christlichen Glaubens nicht mehr *voraus*, sondern *bieten es an*. Kurz gesagt: Diese Kirchen haben es gelernt, sich jenseits jeglicher sozialer, kultureller oder religiöser Plausibilität in ihren jeweiligen Kontexten nicht nur zu *behaupten*, sondern oft genug auch relevant *einzubringen*.

Es steht mir nicht viel Zeit zur Verfügung, also lassen Sie mich stichpunktartig die Relevanz dieser Inkulturationsprozesse der Minderheitskirchen erläutern: Einerseits beschreiben diese Kirchen die Dialektik zwischen Staat und Kirche neu, indem sich nämlich diese Kirchen viel stärker als bislang üblich im *zivilgesellschaftlichen* Bereich verorten. Dadurch werden wichtige Lernprozesse angeboten, insbesondere für Kirchen, die aufgrund einer Säkularisierungsdynamik und sich multikulturell und multireligiös stärker ausdifferenzierenden Gesellschaften neu aufstellen müssen, meistens indem sie sich von staatlichen Strukturen losmachen, wie zum Beispiel gegenwärtig bei den skandinavischen Mitgliedskirchen des LWB. Dann aber kommt es in vielen dieser Minderheitskirchen zu neuen Ausformulierungen der Verhältnisbestimmung zwischen dem ordinierten Amt und dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen. Und schließlich bieten diese Kirchen auch wertvolle missions- und pastoraltheologische Impulse an, deren Aufnahme in dem globalen Diskurs und die globale Praxis von Kirchen der Reformation mir von vitaler Bedeutung erscheint. Lassen sie mich diesen Passus zu Minderheitskirchen mit einer Frage an Sie abschließen: Sind eigentlich die Fertigkeiten, die die (lutherischen) Kirchen in den Gebieten der ehemaligen DDR als Minderheitskirchen dort entwickelt haben, heute noch identifizierbar, so dass sie sich als Ressourcen anbieten, als Wissensvorsprung für Kirchen, die nun auch im Westen mit rasanten Säkularisierungsprozessen zu tun haben, mit massiven Substanzverlust an Grundwissen christlichen Glaubens, oder sich mit Ideologien religiöser Dimensionen auseinanderzusetzen haben?

Lassen sie mich hiermit zu einem letzten Punkt kommen, den ich Ihnen zu Ihrer weiteren Reflexion anbieten möchte. Es handelt sich hierbei um die Frage des Abendmahls und wie dieses in anderen Kontexten verstanden, begangen und erlebt wird. In globalen Veranstaltungen des LWB nehme ich ja zuweilen etwas erschrockene, fassungslose Gesichter wahr, wenn es zur Feier des Abendmahls kommt. Denn es geht zugegebenermaßen manchmal etwas bunt und laut zu. Ich erinnere mich an meine eigene Zeit als Pfarrer in Chile, wo ich in einer sehr armen, marginalisierten Gemeinde gedient habe. Der Friedensgruß vor dem Abendmahl – der

wollte gar nicht enden! Jeder einzelne musste begrüßt, umarmt, geküsst werden. In Gruppen standen Gemeindeglieder zusammen und erzählten und lachten miteinander, zwinkerten sich schelmisch zu... Ich musste mich dann als Pfarrer oft diskret in Erinnerung rufen und darauf hinweisen, dass der Friedensgruß ja eigentlich nur ein liturgisches Element auf dem Weg zum Abendmahl ist. Bald begriff ich aber, dass für diese Menschen, die so nachhaltig von täglicher Ausgrenzung, Ausschluss und Marginalisierung gezeichnet sind, das Abendmahl zu einem Fest der Inklusion, der bedingungslosen Annahme und der Überwindung von Strukturen der Marginalisierung geworden ist. Natürlich musste dann jeder einzelne begrüßt werden! Menschen, denen sonst aber auch wirklich gar nichts geschenkt wird, erfassen intuitiv das unermessliche Geschenk im Abendmahl. Die Gruppe der auf Erden verdammten, ist zugleich die Gemeinschaft der von Gott angenommenen! Die Abendmahlsfeier ist Vorgeschmack einer eschatologischen Wirklichkeit, Unterpfand der Verheißung, wonach es weder Griechen noch Juden, weder Mann noch Frau geben wird – wie es der Apostel Paulus im Galaterbrief beschreibt.

Auch wir im LWB haben dies auf unserer letzten Vollversammlung in Stuttgart so erlebt: Bei allen zentrifugalen Kräften die auf die 143 Mitgliedskirchen auf jener Vollversammlung wirkten und den damit einhergehenden Ängsten eines möglichen Risses durch den LWB, entdeckten die Teilnehmenden der Versammlung die Abendmahlsfeier als zentripetale, vereinende Kraft, die spirituelle Ressourcen freisetzte und glaubensbedingte Resilienz bedingte, um diese Spannungen auszuhalten.

Sie hören, dass mich dieses Beispiel wieder an die Erfahrungen der indischen lutherischen Kirchen heranführt und dass hier erneut diese Körpersprache zum Vorschein tritt, die so viel mitteilt über die Kernbotschaft des Evangeliums. „Körpersprache“, die in diesem Fall ausgeweitet wird indem sie den Körper Jesu Christi mit einbezieht, dargereicht in Gestalt von Brot und Wein, der dadurch zum befreienden Fest der bedingungslosen Annahme Gottes über alles Trennende hinweg wird. Natürlich ist dann das Abendmahl ein Fest, in dem gelacht und umarmt wird und aus dem Kraft geschöpft wird, um Zeugen eines Neuanfangs zu werden, der eindeutig auf Gottes Handeln in seiner Welt zurückgeht. Das „simul“ der theologischen Anthropologie Luthers überträgt sich dadurch auf das „simul“ zwischen den Lebenswirklichkeiten in dieser Welt und den Glaubenswirklichkeiten, wie sie in den Sakramenten mit ungebrochener Klarheit mitgeteilt werden. Kirchen des Südens kennen die eschatologische Spannung des „schon, aber noch nicht“, stecken aber die Grenzpfosten ganz anders ab zwischen diesen beiden Dimensionen, indem sie dem „Schon“ weitaus mehr Raum anbieten. „Hic et nunc“: warum denn eigentlich nicht?

Aus dieser theologischen Perspektive heraus stellt sich natürlich die Frage der fortbestehenden Trennungen am Tisch des Herrn mit erneuter Vehemenz und Dringlichkeit. Denn diese Trennungen sind der theologischen Einsicht und spirituellen Erfahrung, welche die Menschen in Situationen der Marginalisierung und Ausgrenzung als Quintessenz der eucharistischen Feier verstehen und erleben, ja diametral entgegengesetzt. Es macht einfach keinen Sinn für sie, dass dieser einzige Hoffnungsschimmer für die Überwindung struktureller Marginalisierung, selbst zu einer Instanz der Trennung wird. Diese Menschen kennen die Geschichte und sie erahnen die Zukunft, wie sie sich in Jesus Christus offenbart. Und sie wünschen sich Kirchen, die beides sind: Überlieferer der wunderbaren, bedeutungsvollen Geschichte Gottes mit den Menschen und Hebammen, die dem Neuen, das sich in der Gestalt Jesu Christ seinen Eingang in diese Welt verschafft, den Weg bereiten.

Damit wird für mich auch die große theologische Herausforderung angedeutet, vor die das ökumenische Gespräch gestellt ist: dessen notwendige und dringende Verortung im pastoralen

und diakonischen Dienst der Kirche. Das Schicksal konfessionsverbindender Ehen, die das Projekt Familie weiterhin wagen möchten, sich jedoch an getrennten Tischen geistig rüsten müssen, scheint mir diesbezüglich ein Paradebeispiel zu sein. Die theologischen Argumente für diese Trennung sind bekannt und nicht unbeachtlich – die Körpersprache jedoch, die ist nicht nachvollziehbar. Inhalt und Gestik klaffen auseinander und hinterlassen eine tiefe, schmerzliche Wunde im Leib Christi. Schon damals, zu Zeiten Jesu, ging es immer wieder um genau diesen Konflikt: zentrale Glaubensinhalte und Gestik – oft schlug sich Jesus auf die Seite der Gestik, so dass Menschen doch noch die Gemeinschaft mit Gott und untereinander feiern konnten. Ähnlich übrigens auch bei den Aposteln, die ja bei all ihrer Unterschiedlichkeit keine Gelegenheit ausließen, um sich zu besuchen, sich gegenseitig zu empfangen, zu ermahnen und darin in ihrem Zeugnis zu bestärken. Die Apostolizität der Kirche, an der wir in unserem internationalen Dialog und den Lehrgesprächen zwischen dem Vatikan und dem LWB so hart gearbeitet haben und bei denen wir auch zu ansehnlichen Resultaten gekommen sind, scheint mir überhaupt ein wesentlicher Begriff zu sein, um uns weiter zu bringen in unserem Bestreben, die von Gott geschenkte Einheit in Christus anzunehmen und auszudrücken. Denn die Apostolizität bemisst sich ja nicht allein an erfassbaren Lehrinhalten und Glaubenswahrheiten. Sie bewahrheitet sich auch in dem sprechenden Zeichen der Visitation und der Gastfreundschaft. Beides gehört doch zusammen bei den Aposteln. Ich wünsche mir, dass die weiteren notwendigen und wichtigen Lehrgespräche stärker in den umfassenden Kontext eines gemeinsamen Ringens um eine ganzheitlich verstandene Apostolizität der Kirche eingebettet werden. Und dass darum auch keine Gelegenheit ausgelassen wird, Erfahrungen der Gastfreundschaft auszuweiten und zu vertiefen. Denn ein Mehr an Gastfreundschaft, verehrte Synodale, ist in diesem Sinn auch ein Mehr an Apostolizität.

Vielen Dank!